

ode: „Dienste und Ämter“ sowie aus dem Zweiten Vatikanum: „Lumen gentium“. Solange Aussagen den bereichsspezifischen Einsatz und subsidiäres Begleiten betonen, werden sie gut akzeptiert (2,54 bzw. 2,17). Frappierend ist aber die hohe Zurückweisung der Aussage „Ich bin mir darüber im klaren, daß mir als Laie der Weltcharakter in besonderer Weise eigen ist und meine Arbeit vor allem Weltendienst, nicht Heildienst ist“ (3,64), die 17 Antwortverweigerungen und 11 kritische Kommentare provoziert hat. Ähnlich allergisch wurde auf „Ich sehe meinen Arbeitsschwerpunkt vor allem in der Unterstützung des Dienstes des Pfarrers“ (3,61) reagiert. Hier werden Grundmerkmale des institutionellen Berufsprofils abgelehnt. Faktisch arbeiten und fühlen sich die Gemeindereferenten als eigenständige Laienseelsorger, de iure ist ihr Beruf als Zuarbeiter für den Pfarrer konzipiert.

Man darf festhalten: Kein/e einzige/r vertritt das institutionelle Berufsprofil unverkürzt (niemand stimmt allen sieben lehramtlichen Aussagen mit 1 oder 2 zu). Bei schrittweiser Reduktion der Kriterien findet sich schließlich eine Gruppe von 15 Antwortern, die wir als „Kirchenidentifizierte“ bezeichnen wollen. Sie weisen zwar eine bessere Kooperation mit dem Pfarrer auf, ihre Berufszufriedenheit ist jedoch nur unmerklich höher (0,06) als die ihrer Kollegen. Dies legte den Verdacht nahe, daß keineswegs das institutionelle Berufsprofil ausschlaggebend ist, sondern das Verhältnis zum jeweiligen Pfarrer. Schon bei der Gruppe „Zufriedene“ war aufgefallen, daß diese viel Unterstützung durch ihren Pfarrer erfahren. Eine Kontrolluntersuchung (Bildung einer Gruppe „Berufsbild-Kritiker“) zeigte, daß diese umgekehrt weder mit ihrem Pfarrer über Konflikte reden (1,29 unter Durchschnitt) noch mit ihm kooperieren können (2,33 unter Durchschnitt!).

Ergebnis

Berufszufriedenheit herrscht also vor allem dort vor, wo ein gutes Arbeitsverhältnis mit dem Pfarrer besteht. Weit wichtiger als das institutionelle ist das situative Berufsprofil, d. h. Situation und Anforderungen vor Ort.⁶

⁶ Die amerikanische Studie „New Parish Ministers, 102“ kommt zu einem ähnlichen Ergebnis. Sie schließt, daß Zufriedenheit unabhängig von äußeren Faktoren wie Verträgen oder Arbeitsplatzbe-

Die Identifikation mit der Gemeinde gleicht sozusagen die Distanzierung vom offiziellen Berufsbild aus. Dementsprechend deutlich wird Gemeindeidentifikation (2,24) der Identifikation mit der Lehre der Gesamtkirche vorgezogen (3,01).⁷ Die Distanz zum offiziellen Berufsbild hat zwar keine direkten Auswirkungen auf die Berufszufriedenheit, aber sie erhöht das Konfliktpotential zwischen den Pfarrern, die evtl. das offizielle Berufsbild vom Gemeindereferenten (Unterstützung für den Pfarrdienst) vor sich haben, und den Gemeindereferenten, die diese Funktion ablehnen. Kommt es dann tatsächlich zum Konflikt, so wirkt sich dieser wegen des hohen Anteils an Gemeindeidentifikation der Gemeindereferenten um so schwerwiegender aus.

Praxis

Alois Reinhard-Hitz

Der Einsatz von „Laientheologinnen“ und „Laientheologen“ im Bistum Basel

Die Kirche braucht eine genügende Anzahl von geeigneten Dienstträgern und Dienstträgerinnen, die gemeinsam mit den übrigen Gläubigen und deren Charismen den Auftrag Christi im Dienst an den Menschen heute erfüllen. Kaum ein anderes Bistum hat eine so große Zahl von Diakonen und Laientheologen wie die große Diözese Basel, wo viele von ihnen auch als GemeindeleiterInnen eingesetzt sind. Trotz der positiven Erfahrungen und der Notwendigkeit von Geduld bleiben strukturelle Veränderungen unausweichlich. red

schreibungen (mit der einzigen Ausnahme, dem Gehalt) entstehe. Entscheidend sei hingegen, in welchem Tätigkeitsbereich vor Ort (ob Liturgie oder Schule) jemand eingesetzt ist und inwiefern die persönliche Situation streßfrei ist.

⁷ Anders als in Deutschland mit seinen dominierenden Konfessionen stehen die „pastoral ministers“ des US-amerikanischen Katholizismus unter einem immensen Konkurrenzdruck von seiten evangelikaler Denominationen. Dementsprechend wird das katholische Profil der eigenen Tätigkeit höher gewichtet (Feier der Sakramente und Engagement für soziale Gerechtigkeit).

Personalfragen sind nicht die ersten Fragen unserer Kirche. Zuerst geht es vielmehr darum zu fragen, welchen Auftrag der Auferstandene der Kirche gibt und wie wir diesem Auftrag im Dienste an den Menschen dieser Welt entsprechen können, jeder und jede gemäß den Charismen.

Es geht auch nicht darum, möglichst viel hauptamtliches Personal zum Einsatz zu bringen, sondern eine genügende Anzahl von geeigneten Dienstträgern und Dienstträgerinnen zu haben, die möglichst viele Glaubende motivieren und begleiten, damit die verschiedenartigen und sich gegenseitig ergänzenden Charismen zum Tragen kommen können.

In diesem Sinne braucht es be-geist-erte und be-geist-ernde Priester, Diakone, Lientheologinnen und Lientheologen. Können die Seelsorgerinnen und Seelsorger – auch angesichts belastender Umstände – die mitgebrachte Motivation und Begeisterung behalten oder gar in ihrer Begeisterung wachsen?

Unterschiedliche Verhältnisse innerhalb der Schweiz

Nach der Situation der „Lientheologen“ und „Lientheologinnen“ in der Schweiz befragt, muß ich gleich klarstellen, daß es mir nicht möglich ist, auf knappem Raum eine auch nur ganz grobe Übersicht zu geben. Das liegt im Umstand begründet, daß sich die Schweiz aus mehreren recht unterschiedlichen Sprach-, Kultur- und Mentalitätsräumen zusammensetzt. Diese Unterschiede prägen auch die Art und Weise, wie Seelsorge verstanden und wahrgenommen wird. In der Schweiz bedauert man diese Unterschiede grundsätzlich nicht; man sieht in ihnen vielmehr eine bereichernde Vielfalt und schätzt die Möglichkeit der gegenseitigen Ergänzung und Herausforderung.

Doch auch zwischen den Diözesen des deutschsprachigen Teils der Schweiz sind bezüglich des Einsatzes der LientheologInnen als PastoralassistentInnen, GemeindeleiterInnen und SpezialseelorgerInnen gewisse Unterschiede festzustellen, die aber mehr mit dem Kirchenverständnis und dem Stil der entsprechenden Bistumsleitung zu tun haben.

Seelsorger und Seelsorgerinnen im Bistum Basel

Ich beschränke mich darauf, einige Aspekte der Situation der Lientheologinnen und Lientheologen – ausschließlich auf das Bistum Basel bezogen – kurz zu benennen.

Die 1,1 Millionen Katholikinnen und Katholiken der Diözese Basel verteilen sich auf 530 Pfarreien von recht unterschiedlicher Größe und Struktur. Neben den deutsch- und französischsprachigen Pfarreien gibt es 70 Fremdsprachigen-Missionen. Im vollamtlichen Seelsorgeeinsatz stehen zur Zeit ca. 530 Priester, 60 Diakone und 300 LientheologInnen. Die Zahl der Priester nimmt stark ab, die Zahl der LientheologInnen und der Diakone steigt. Die Diakone im Bistum Basel bringen ein Theologiestudium und eine pastorale Erfahrung als Lientheologen mit; sie stehen hauptamtlich im Seelsorgeeinsatz.

Mit dem Einsatz von „ständigen“ Diakonen und mit der Beauftragung von Lientheologinnen und Lientheologen kann sich im Bistum eine Vielfalt der Dienste entwickeln, die positiv zu werten ist. Der Einsatz von Diakonen und LientheologInnen in Tätigkeiten, welche die Priesterweihe nicht voraussetzen, wird als sehr sinnvoll erfahren. Ein solches Engagement wird von den Betroffenen als grundsätzlich nicht problematisch und nicht belastend, sondern vielmehr als erfüllender Beruf im Sinne einer Berufung erlebt.

Heute stehen für den Dienst an den 530 Pfarreien nur noch 300 Pfarrer und Pfarradministratoren zur Verfügung. 40 Diakone und 70 LientheologInnen stehen als GemeindeleiterInnen im Dienst der Pfarreien; 20 Diakone und 150 Lientheologinnen und Lientheologen nehmen heute pastorale Aufgaben wahr, für die früher Vikare zur Verfügung standen und für die zu einem rechten Teil auch heute Priester zur Verfügung stehen müßten.

Der zunehmende Priestermangel wird voraussichtlich bald dazu führen, daß mehr als die Hälfte der Pfarreien des Bistums Basel nicht mehr einen Priester als Pfarrer am Ort haben können.

Problematik des Einsatzes von LientheologInnen

Das schafft für die Gemeinden und für die DienstträgerInnen zum Teil belastende

Spannungen. Viele Frauen und Männer, die theologische, pastorale und spirituelle Kompetenzen mitbringen und vom Bischof zu einem Seelsorgeeinsatz beauftragt sind, können zumindest für den sakramentalen Dienst der Leitung der Eucharistiefeier nicht beauftragt werden. Da sie dennoch mit der Gemeindeleitung – eben in einem eingeschränkten Sinne – betraut werden, führt dies zu – in der Sache selbst begründeten – Spannungen, mit denen die einzelnen je nach Voraussetzungen mehr oder weniger gut umzugehen wissen. So oder so fordert eine solche – in sich eigentlich nicht richtige – „Lösung“ viel Kraft, die sinnvollerweise anders eingesetzt werden müßte.

Es besteht die Gefahr, daß sich mit der Zeit Ermüdung, Frustration und gar Resignation einstellen. So ist diesen GemeindeleiterInnen mit fehlender oder wesentlich eingeschränkter sakramentaler „Kompetenz“ nämlich einerseits schmerzlich bewußt, daß die – aufgrund des Priestermangels getroffenen – Notmaßnahmen (Gemeindeleitung ohne Ordination zum Priester, nichtsakramentale außerordentliche Beauftragung zur Taufspendung) dem Verständnis der sakramentalen Struktur der Kirche nicht voll entsprechen können.

Andererseits wird die oft praktizierte Negativumschreibung des Berufes auch negativ erlebt. Der Begriff „Laie“ ist zwar ekklesiologisch durchaus positiv gefüllt, im Zusammenhang mit einer Berufsbezeichnung hat er aber einen negativen Klang. Darum wird der Begriff „Laientheologe“ im Bistum Basel immer weniger verwendet.

Es fördert ein Berufsbild aber auch nicht, wenn kirchliche Berufe – infolge querliegender struktureller Voraussetzungen – durch eine Negation voneinander abgegrenzt werden, etwa auf folgende Weise: der „Laientheologe“ *kann nicht* der Eheschließung assistieren, der Diakon *kann nicht* der Eucharistie vorstehen und – auf die Spitze gebracht – der Priester *kann nicht* heiraten.

Strukturelle Veränderungen sind erforderlich

Diese – zum Teil belastenden – Umstände des beruflichen Einsatzes könnten zur Überlegung führen, LaientheologInnen und Diakone nur noch dort einzusetzen, wo sie nicht an strukturelle Grenzen stoßen.

Dies hätte dann etwa zur Konsequenz, mehrere Pfarreien zu einer Großpfarreie zu verschmelzen und damit die Zahl der Pfarreien so weit zu reduzieren, daß sie von den noch zur Verfügung stehenden Pfarrern „betreut“ werden könnten. Gewiß, bezüglich des heutigen Verständnisses von Pfarrei müssen unbedingt Fragen gestellt werden, und die Abschaffung von Pfarreien darf nicht grundsätzlich kein Thema sein. So gibt es im Bistum Basel Pfarreien, die aufgrund veränderter Voraussetzungen (z. B. Entvölkerung eines Bergtales) nicht mehr lebensfähig sind und darum auch nicht mehr künstlich am Leben erhalten werden müssen. Doch wäre es meines Erachtens falsch, die Zahl der Pfarreien von der Zahl der Pfarrer abhängig zu machen. Es müßten doch vielmehr genügend Gemeindeleiter und Gemeindeleiterinnen mit der dazu erforderlichen Ordination bereitgestellt werden, damit die lebensfähigen Gemeinden, also Pfarreien, in denen die Grundvollzüge der Kirche zum Tragen kommen, auch Leitung im sakramentalen Sinn erfahren können. In einer solchen Perspektive lassen sich die getroffenen Notmaßnahmen als Übergangslösung verantworten, allerdings nur dann, wenn gleichzeitig die Frage nach den Voraussetzungen zur Ordination angesichts der Zeichen der Zeit in aller Dringlichkeit gestellt wird.

Beharrliche Ungeduld und beharrliche Geduld sind gefragt

Laientheologinnen und Laientheologen müssen aber auch bei aller notwendigen Ungeduld die Bereitschaft mitbringen, bestehende Spannungen und Probleme auszuhalten. Es ist wichtig, daß sie sich nicht bloß auf das fixieren, was ihnen (noch) nicht möglich ist, sondern mit möglichst viel Elan, Phantasie und Begeisterung in jenen Feldern arbeiten, die ihnen offenstehen. Die Zuversicht, daß scheinbar Unmögliches möglich werden muß und möglich werden kann, gibt ihnen die dazu erforderliche Kraft und Ausdauer.

In einer neueren – allerdings nicht im strengen Sinne repräsentativen – Umfrage unter den Seelsorgerinnen und Seelsorgern des Bistums Basel wurde unter anderem die Frage gestellt: „Erachten Sie es als richtig und sinnvoll, sich für den Beruf als Seel-

sorger/Seelsorgerin entschieden zu haben?“ Fast alle im Seelsorgedienst stehenden befragten Laientheologinnen und Laientheologen haben diese Frage – trotz aller Probleme – mit „Ja!“ beantwortet.

Es darf aber nicht übersehen werden, daß es da und dort auch zu Machtkämpfen zwischen Ordinierten und Nichtordinierten kommt. Eine gute Begleitung kann helfen, daß solche Kämpfe nicht destruktiv werden. Meines Erachtens können es sich die verschiedenen kirchlichen Berufsgruppen angesichts der drängenden Aufgaben der Kirche in dieser Welt nicht leisten, sich gegenseitig zu blockieren, auch wenn Belastendes die Kommunikation und die Kooperation erschwert.

Die Situation der Laientheologen und Laientheologinnen ist gewiß nicht das wichtigste Problem unserer Kirche. Und mit einer Lösung dieses Problems wären so viele drängendere Probleme auch nicht gelöst. Das unverkrampfte Herangehen an das Problem des Amtes und dessen Gestaltung in der heutigen Zeit könnte aber entkrampfend und damit motivierend sein, mehr befreiende Botschaft und mehr Befreiung in unserer Kirche zu erfahren und in die Welt zu tragen.

Franz Kuhn

„Wir hängen dazwischen“

Kooperation zwischen den pastoralen Berufen

In einer großen Stadtpfarrrei mit einer Reihe von hauptamtlichen Mitarbeitern – Pfarrer, Vikar, Diakon, Pastoralassistenten usw. – bedeutet Zusammenarbeit zunächst in besonderer Weise Kooperation dieses Teams zum gemeinsamen und doch mit je eigenen Kompetenzen ausgestatteten Arbeiten für die und mit der Gemeinde. Der Autor konzentriert sich im folgenden auf diese Zusammenarbeit, ihre Voraussetzungen, die Art der Realisierung, die Spiritualität usw. Man kann sich vorstellen, daß ein solches Team auch mit der Gesamtgemeinde und besonders mit den verschiedenen ehrenamtlichen Kräften gut kooperiert. red

Von Ulrich Schaffer ist im Kreuz Verlag ein Büchlein mit dem Titel: „Neues umarmen“ erschienen. Der Untertitel lautet: „Für die Mutigen, die ihren Weg suchen“. Viele pfarreiliche Mitarbeiter/innen sind resigniert, haben den Mut zu einem neuen Aufbruch verloren, sind zum Teil aus der Kirche ausgestiegen, statt eingestiegen. Immer wieder kommen mir die Jünger von Emmaus in den Sinn. Sie sind mit der Behandlung der eigenen Wunden vollauf beschäftigt; blind für die „Zeichen der Zeit“, gehen sie den Weg und übersehen den, den wir heute dringendst bitten müßten: „Herr, bleib bei uns, denn es wird Abend.“ An IHM kommen wir nicht vorbei, wenn wir die „Kirche“ lebendig erhalten wollen.

Wir können unsere Fragen und Probleme nicht allein mit neuen Methoden beantworten, sondern brauchen eine gesunde Spiritualität, die genährt wird durch den, der uns mit dem Wort und dem Brot des Lebens stärkt, Jesus Christus, ermuntert durch Menschen der Kirchengeschichte, die ähnliche Zeiten erlebten.

Und so möchte ich jetzt Ulrich Schaffer zitieren:

„Wir hängen dazwischen.

Altes ist leer geworden,

es klingt hohl,

bringt nichts mehr zum Schwingen in uns . . .

Wir warten.

Wir überlegen.

Wir sind unsicher.

Wir ahnen.

Das Neue ist noch nicht da . . .

Wir wissen, daß es kommen wird,
weil wir das Alte verloren haben . . .

Hier zu stehen

in diesem Nicht-Mehr und Noch-Nicht,

ist eine Form von Glauben, . . .

ist Ausdruck des Vertrauens,

daß alles weitergeht,

daß es einen Punkt gibt,

auf den wir zuströmen,

daß es eine Kraft gibt,

die die Entwicklung steuert.“ . . .

Dieses Gedicht lese ich oft. Ich spüre eine Kraft, ich spüre den Heiligen Geist, der mir sagt: Fürchte dich nicht, das Dazwischenhängen ist auch eine Form von Glauben.